

Angst und Furcht – Begleiterinnen der Freiheit

Guy Kirsch

Es ist eine gängige Vorstellung, dass die Angst wohl in freiheitsfeindlichen Regimen, nicht aber in liberalen Gesellschaften zu Hause ist; allenfalls – so eine verbreitete Vorstellung – fürchte man sich in letzteren vor den alltäglichen Fährnissen des Lebens. Es lässt sich nun aber zeigen, dass diese Vorstellung an der Realität vorbeigeht, indem nämlich in diktatorischen Regimen die Menschen durchwegs keine Angst haben dürfen, dafür aber jenes fürchten müssen, das ihnen das Regime als Furchtobjekt vorschreibt, dass aber in liberalen Gesellschaften – nach Massgabe von deren Liberalität – im Prinzip jeder Angst, seine Angst haben darf und ein jeder fürchten kann, was er, nicht aber jemand anders als furchterregend ansieht. Es ist also nicht das Fehlen von Angst bzw. von Furcht, das den Unterschied zwischen liberalen und illiberalen Gesellschaften ausmacht. Vielmehr unterscheiden sich beide darin, ob die Einzelnen Angst, ihre Angst haben dürfen oder ob ihnen dies verboten ist. Sie differieren auch darin, ob die Einzelnen das fürchten dürfen, was sie jeweils als Bedrohung ansehen, oder ob sie fürchten müssen, was andere ihnen als Bedrohung aufklotzieren.

Common wisdom holds that, whereas in dictatorial regimes people are ridden by fear and anxiety, in liberal societies they may live their lives potentially without being bothered by anxiety and without being harassed by fear. This is quite an erroneous view: In illiberal societies people are not allowed to show any anxiety and they have to fear what they are ordered to fear. On the contrary, in liberal societies every individual is at least potentially free to have and to express in the public eye his anxiety and to have his own fears. The paper analyses the social mechanisms and the institutional frame that may bring about this end.

Durch die wirtschaftswissenschaftliche Literatur geistert, bis in die jüngste Zeit weitgehend unangefochten, ein etwas eigenartiges Wesen: der *homo oeconomicus*. Getrieben durch offenkundig problemlos gegebene Bedürfnisse, bewegt sich dieses Wesen in einer Welt, die es nur soweit wahrnimmt, wie sie Ressourcen zur Bedürfnisbefriedigung bereithält oder aber als «constraint» dieser Befriedigung entgegensteht. Wäre dieses Wesen nicht geschlechtslos, so könnte man von einem «Mann ohne Eigenschaften» sprechen; dies deshalb, weil es ein Wesen ohne Leidenschaften ist. In der Tat: Keine Gefühle und keine Leidenschaften stören den Ablauf des auf die Bedürfnisbefriedigung in einer geizigen Welt ausgerichteten rationalen Optimierungskalküls. Der «*homo oeconomicus*» – ein menschengewordener Algorithmus, dem die natürliche Welt nur soweit etwas bedeutet, wie sie für seine Bedürfnisbefriedigung von Interesse ist, und der seine Mitmenschen nur dann wahrnimmt, wenn sie als Träger von Ressourcen, gar selbst als Ressourcen im Dienste seiner Bedürfnisbefriedigung instrumentalisiert werden können bzw. wenn sie dieser Bedürfnisbefriedigung im Wege stehen. Gefühle wie Mitleid oder Missgunst, Wohlwollen oder Feindschaft, Neid oder Mitfreude sind ihm ebenso fern wie die Leidenschaften des Hasses oder der Liebe. Der Sinn für Fairness geht ihm genau so ab, wie ihm Destruktivität und Urvertrauen fremd sind.

Inzwischen aber entsteht diesem Wesen ohne Eigen- und Leidenschaften ein Herausforderer: Die Wirtschaftswissenschaft ist dabei, das ihrer Theorie zugrundeliegende Menschenbild anzureichern. Man ist versucht zu sagen, dass – nachdem an ihren Anfängen die Reduzierung der Leidenschaften auf Interessen gestanden hatte – die Ökonomie nunmehr, von den Interessen ausgehend, die menschlichen Leidenschaften wiederentdeckt. Neben das «*self-interest*» tritt als Handlungsmotiv das «*interest in one's own self*»; die Aufmerksamkeit richtet sich nicht mehr nur auf ressourcen- und constraints-fixierte interindividuelle Kooperationen bzw. Konflikte; zunehmend finden auch personenbezogene emotionale Beziehungen Beachtung.

Allerdings scheint *ein* Gefühlskomplex – wenigstens vorerst – noch ausgeblendet zu werden: die Angst und die Furcht. Dies ist verständlich, nicht aber unbedingt verständig. Es ist gleich aus mehreren Gründen verständlich: Bis in die jüngere Vergangenheit mochte die das Wirtschaftswachstum anfeuernde und von diesem angeheizte Erfolgseuphorie die Gefühle von Angst und Furcht – so sie denn lebendig waren – übertönt haben. Auch schien es überdeutlich, dass diese Gefühle wohl in den Diktaturen des real existierenden Sozialismus das Leben der Menschen weitgehend prägten, es sich aber in den liberal-demokratischen Rechtsstaaten ohne Angst und Furcht leben liess. Man mochte also der Ansicht sein, dass sich die Analyse von Angst und Furcht in einer freiheitlichen Ordnung erübrigt.

Dies ist dabei sich zu ändern. Es zeigt sich nämlich immer deutlicher, dass es wenig verständig ist, das Angst- und das Furchtgefühl zu übergehen; zu deutlich prägen sie auch in unserer Gesellschaft das Lebensgefühl vieler Menschen. Der Lärm einer sich an den eigenen Erfolgen berausenden Wirtschaft ist abgeklungen; die sich häufenden Misserfolgserlebnisse, der allgegenwärtige Anblick des Scheiterns tragen zu einer Sensibilisierung für die Ungesicherheit des Lebens und damit für die Regungen von Angst und Furcht bei. Und weil es in nächster Nähe keine Diktaturen mehr gibt, können unsere eigenen Gefühle der Angst und der Furcht nicht mehr so einfach nach aussen projiziert werden. Kein Wunder also, dass wir uns hier und heute selbst als die Opfer von Angst und Furcht entdecken.

Es wäre in dieser Situation höchst unverständlich, wenn die Wirtschaftswissenschaft dies in ihrer Analyse nicht berücksichtigen wollte; dies um so mehr als sie durchaus in der Lage ist, zu diesem Thema etwas beizutragen. In der Tat wird sich im Folgenden zeigen, dass auch eine liberale Gesellschaft sich in weiten Teilen besser verstehen lässt, wenn man berücksichtigt, dass es in ihr Menschen gibt, die selbst Angst haben, die anderen Angst machen, die als Angstverstärker bzw. als Angstverbreiter ihre Geschäfte machen; auch lassen sich einige Einblicke in die Dynamik einer liberalen Ordnung gewinnen, wenn man ausdrücklich beachtet, dass wir nicht nur Angst haben (müssen), sondern dass wir uns auch fürchten (wollen).

Mit der letzten Bemerkung ist auf die Notwendigkeit begrifflicher Klarheit, hier der konzeptionellen Unterscheidung von Angst und Furcht, verwiesen.

In den weiteren Überlegungen wird es sich nämlich als zweckmässig erweisen, zwischen der Angst und der Furcht zu unterscheiden: Während die *Angst* ein diffuses Gefühl der Bedrohung ist, besteht die *Furcht* in dem Gefühl einer identifizierten oder doch wenigstens identifizierbaren Gefährdung. Man fürchtet sich vor etwas; doch hat man schlicht Angst. Wer sich vor etwas fürchtet, hat keine Angst; und wer Angst hat, weiss nicht, vor was er sich fürchten soll. Dabei mag der Übergang zwischen der Angst und der Furcht fliessend sein: Mit steigender Konkretisierung der Bedrohung steigt die Furcht und sinkt die Angst. Umgekehrt gilt, dass in dem Masse, wie eine konkrete Bedrohung zu einer undefinierten Gefährdung wird, die Furcht in Angst umschlägt. Angst hat man vor dem Namen- und Gesichtslosen; nur was man nennen und kennen kann, eignet sich als Furchtobjekt. Rumpelstilzchen verliert seinen angstauslösenden Schrecken, sobald jemand seinen Namen in Erfahrung bringt; mag man sich auch dann noch vor ihm fürchten, so verursacht es doch keine Angst mehr.

Wenn nun die Unterscheidung zwischen Angst und Furcht Sinn macht, dann stellt sich die Frage, ob und warum die Menschen Angst haben. Es stellt sich auch die Frage, wie es hier und heute um die Angst bestellt ist. Es stellt sich schliesslich die Frage, ob, warum und wie die Menschen ihre Angst in Furcht transformieren.

Es dürfte ausser Frage stehen, dass die Angst gegenwärtig nicht nur ein Thema in den Lifestyle-Journalen und in den Lehrbüchern der Psychologie und der Psychiatrie, sondern für viele eine erfahrbare Realität ist. Über die Gründe hierfür kann man Hypothesen aufstellen. Plausibel dürfte folgende sein: Als Folge der mit dem Modewort Globalisierung angesprochenen Entwicklung erleben viele von uns, dass die für ihr Leben, ihr Wohlleben und ihr Überleben relevante natürliche und gesellschaftliche Welt nicht nur sehr weiträumig, sondern auch bis zur Undurchschaubarkeit komplex (geworden) ist. Man kann es auch so

sagen: Viele von uns sollen, ja müssen ihr Leben, Wohlleben und Überleben in einer Welt bewerkstelligen, über die sie – etwa über das Internet – jede Menge *Informationen* haben können, über die es ihnen aber an einem *konsistenten und sinnhaften* Wissen fehlt. Sie ahnen, dass vieles, worüber sie informiert sind, für ihr Schicksal von Bedeutung sein kann; nur wissen sie nicht, wie und in welchem Ausmass, wenn überhaupt, es sie und ihr Leben tangiert. Entsprechend müssen sie damit rechnen, dass die Welt, in der sie leben, Gefährdungen birgt, deren Art sie nicht kennen und deren Eintretenswahrscheinlichkeit sie nicht berechnen können. Gewiss, diese Welt mag auch Beglückungen in sich tragen, deren Art und Eintretenswahrscheinlichkeit ihnen unbekannt sind, doch ist die Annahme plausibel, dass gegenwärtig eher das Gefühl der potentiellen Gefährdung als jenes der möglichen Beglückung verbreitet ist.

Paradoxiertweise sind es gerade die Vielzahl und die Vielfalt von *Informationen*, über welche der Mensch heute kostengünstig verfügt oder doch wenigstens verfügen kann, die dazu beitragen, dass seine Lebenswelt für ihn von geradezu undurchschaubarer Komplexität geworden ist. Wegen, nicht aber trotz einer überbordenden Informationsfülle über die Welt fehlt es dem Einzelnen an einem konsistenten und sinnhaften *Wissen* über die für sein Leben, sein gutes Leben, ja im Zweifel für sein Überleben relevante Welt. Dies ganz im Gegensatz etwa zu einem Bauern des Mittelalters. Dieser verfügte über weit weniger Informationen als der moderne Mensch, doch hatte er über seine vergleichsweise enge Lebenswelt ein (vielleicht aus heutiger Sicht falsches, aber als richtig geltendes) konsistentes und sinnhaftes Wissen. *Wir* können über die Zahl der BSE-infizierten Rinder informiert sein, doch wissen wir nicht, ob wir das Steak auf unserem Teller gefahrlos verzehren können. Der Bauer von ehemals konnte zwar über keine Suchmaschine praktisch jede irgendwo auf der Welt verfügbare Information abrufen, doch wusste er, dass man vor der Statue dieses oder jenes Heiligen eine Kerze stiften musste, damit die Kuh im Stall wieder Milch gab. Und dort, wo dieser Bauer etwas ahnte von Kräften und Mächten, die sich seinem Wissen entzogen, konnte er – anders als die meisten Menschen von heute – als gläubiger Mensch sich und diese Unbekannten in seiner Religiosität in einen sinnhaften Zusammenhang bringen.

In dem Masse nun, wie der Einzelne heute über die für ihn und sein Leben relevante Welt zwar im Prinzip gut informiert ist, aber im Zweifel wenig weiss, ist die Annahme plausibel, dass er vor dieser Welt – wenn er

sich denn nicht, voll Vertrauen in die Menschenfreundlichkeit der Welt, als Hans-im-Glück sieht – Angst hat. In dieser Welt kann ihm im Zweifel jedes Unheil drohen; und er weiss selten mit Gewissheit, wovor er sich eigentlich fürchten soll. Und dies nicht nur, weil in einer globalen Welt und Wirtschaft die für den Einzelnen relevanten Prozessabläufe immer weniger durchschaubar und gestaltbar sind. Auch die Strukturen und Institutionen, innerhalb derer sich das private, berufliche und politische Leben des Einzelnen abspielt, sind einem zunehmend rapiden, unvorhersehbaren und unsteuerbaren Wandel unterworfen. Mit der Folge, dass es für den Einzelnen selbst in seiner engeren Lebenswelt zunehmend schwierig wird, zielgerichtet zu handeln und so durch *Reaktionen im Kleinen* die *Turbulenzen der grossen Welt* in ihren Auswirkungen auf sein Leben nach Möglichkeit als Chance zu nutzen, oder doch wenigstens als Gefährdung aufzufangen. Die Folge ist, dass hier und heute die Angst als starkes, gar als dominierendes Lebensgefühl so selten nicht ist; im Extrem mag alles und jedes zum angstausslösenden Unheil werden, doch kann kaum etwas als konkrete Gefahr identifiziert und gefürchtet werden.

5.

Auch jener, der diese Schilderung als Überzeichnung empfindet, wird im Zweifel nicht abstreiten, dass sie einen Kern an Wahrheit enthält. In dem Masse, wie dies der Fall ist, also die Angst, vorerst aber weniger die Furcht ein wichtiges Lebensgefühl ist, erweisen sich zwei Verhaltensmuster als wenig hilfreich: Für jenen, der im Prinzip durch alles und jedes gefährdet werden kann, ist es nicht sinnvoll, offensiv etwas Bestimmtem entgegenzuarbeiten; auch macht es unter diesen Umständen keinen Sinn, vor etwas Bestimmtem die Flucht zu ergreifen. Allenfalls bietet es sich an, aggressiv gegen alles und jedes vorzugehen oder aber vor allem und jedem zu flüchten. Und sollten weder die *Aggression* gegen noch die *Flucht* vor allem und jedem möglich sein, so bleibt dann, wenn die Angst ein gewisses Mass übersteigt, nur noch die *katatone Erstarrung*: Wem es gelungen ist, alle Lebendigkeit in sich abzutöten, kann von nichts und niemandem bedroht werden. Jedenfalls wird ihn kein drohender Verlust, vielleicht nicht einmal die Gefahr des Verlustes der eigenen Existenz affizieren. Selbst das eigene Sterben ist für jenen, der schon abgestorben ist, ohne Schrecken.

Diese angstinduzierten Verhaltensweisen haben – trotz aller Unterschiede – eines gemeinsam: Sie sind nicht konstruktiv; im Gegenteil. Man möchte deshalb versucht sein, die Angst als ein durchgehend disfunktionales Gefühl abzuwehren: Nur keine Angst! Dieser Versuchung sollte man nicht erliegen; wer nämlich keine Angst hat, dem fehlt die Sensibilität für mögliche Gefahren. Es ist demnach geradezu existenznotwendig, angstfähig zu sein, also ein Gefühl für die potentielle Bedrohlichkeit von allem und jedem, von allen und jedem haben zu können.

Allerdings: So wichtig es ist, Angst haben zu können, so wichtig ist es auch, dass es nicht bei diesem diffusen Gefühl der Angst bleibt, sondern dass es gelingt, diese diffuse Angst in eine konkrete Furcht zu transformieren. Soll nämlich ein konstruktives Verhalten möglich werden, so ist es nötig, dass jene Gefahren identifiziert werden, die entweder *gezielt-offensiv* angegangen werden sollen bzw. vor welchen die Flucht zu ergreifen ist. Nur so sind ein erspriessliches Leben des Einzelnen und ein gedeihliches Zusammenleben in der Gesellschaft wenigstens nicht a priori ausgeschlossen.

Es kann also nicht darum gehen, die Angst, also die Sensibilität für die Bedrohlichkeit der Welt und für die Brüchigkeit der menschlichen Existenz, wie sie auch für den psychisch gefestigten, also nicht neurotisch fixierten oder psychotisch gefangenen Menschen natürlich ist, abschaffen, gar wegtherapieren zu wollen: Wer völlig ohne Angst wäre, befände sich in der Tat in höchster Gefahr. Hingegen ist es von entscheidender Bedeutung für das Gelingen des individuellen Lebens und für das konstruktive Zusammenleben, dass die Angst in Furcht umgesetzt wird. Es muss also angestrebt werden, vom diffusen Gefühl der Bedrohung zur Wahrnehmung von konkreten Gefahren zu gelangen. Erst dann, wenn dies erreicht ist, wird ein gezielt-konstruktiver Umgang mit den Risiken und Fährnissen des Lebens und Zusammenlebens möglich. *Die Transformation der diffusen Angst vor allem und jedem in eine konkrete Furcht vor diesem und jenem ist, wenn auch nicht die conditio per quam, so doch die conditio sine qua non für den konstruktiven Umgang des Menschen mit sich, mit den Mitmenschen und mit den Dingen dieser Welt.* Dies ist eine Einsicht, zu der nicht erst wir kommen müssen. Schon jener junge Mann im Märchen, der auszog, das Fürchten zu lernen, wusste, dass ihm etwas Wichtiges fehlte. Warum sonst hätte er sich auf die hartnäckig-verzweifelte Suche nach Furchtobjekten machen sollen?

Im Übrigen: Man kann sich fragen, ob dieses Suchen nach Furchtobjekten nicht seine Ursache in der evolutionsgeschichtlich gebildeten

psychisch-physischen Grundausrüstung nicht nur, aber besonders des Menschen findet. In der Tat kann der Mensch offenkundig leichter mit der Furcht als mit der Angst umgehen; entsprechend drängt es ihn dann, wenn er Angst, also das diffuse Gefühl einer nichtidentifizierten Bedrohung hat, jene Gefahr zu identifizieren, die ihn konkret bedroht. *Wer Angst haben muss, möchte sich fürchten können.* Und: Wer sich nicht fürchten kann, lebt im Zweifel nicht nur schlecht, sondern auch eher kurz.

Es ist demnach vorerst festzuhalten: Es ist für den Menschen hoch funktional, angstfähig zu sein. Allerdings ist es für den Einzelnen und für das gesellschaftliche Zusammenleben höchst bedenklich, wenn vornehmlich oder gar nur die Angst, nicht aber auch die Furcht, das Denken und Fühlen der Menschen beherrscht.

Gewiss: Man kann darauf hinarbeiten, ein Mindestmass an Vertrauen in die Lebensfreundlichkeit der Welt und in die Humanität der Mitmenschen zu schaffen, also pathologische Extremformen der Angst zu therapieren. Allerdings sollte man sich hierbei keinen Illusionen hingeben: Die völlige Angstfreiheit *soll* nicht dadurch erreicht werden, dass die Angstfähigkeit abgetötet wird; und: Die völlige Angstfreiheit *kann* nicht nur dadurch erreicht werden, dass alle Gefährdungen aus der Welt geschafft werden und nur noch die Beglückungen übrigbleiben. Es ist vielmehr realistischerweise davon auszugehen, dass das Leben, das Wohlleben, ja das Überleben in einer Welt der knappen Ressourcen immer wieder bedroht ist und immer wieder von Neuem gesichert werden muss; die Welt ist ein potentiell gefährlicher Ort. Gewiss lassen sich im Prinzip die Fährnisse des Lebens bis zu einem bestimmten Punkt begrenzen, und das Beglückungspotential der Welt kann bis zu einem bestimmten Punkt erschlossen werden. Doch muss jenseits dieses Punktes – soll die Angst gemindert werden – das Fürchten ermöglicht werden. Wohl ist damit noch nicht unbedingt gewährleistet, dass die Menschen auch die Möglichkeit zur Flucht bzw. zum offensiven Handeln haben. Nur wissen sie dann wenigstens, wovor sie flüchten bzw. welcher Art von Gefährdung sie offensiv begegnen sollen.

Letzteres scheint unproblematisch zu sein. Da nämlich die diffuse Angst für den Einzelnen schwerer zu ertragen ist als eine konkrete Furcht, tendieren die meisten von sich aus dazu, nach jenen Ursachen zu suchen, die ihr Leben und ihre Wohlfahrt bedrohen (können): Wer ein *angstausslösendes* Geräusch im Keller seines Hauses hört, sucht im Zweifel so lange, bis er jene Ratte gefunden hat, vor der er sich *fürchten* und die er

jagen bzw. vor der er davonlaufen kann. Man kann also geradezu von einem gewissen Appetenzverhalten sprechen: Die Menschen suchen nach Möglichkeiten und Gelegenheiten, die ihnen erlauben, ihre Angst in Furcht umzuwandeln. Weil sie Angst haben, suchen sie nach jenem, vor dem sie sich (endlich) fürchten können. In Goethes Ballade hat der kleine Junge nicht deshalb Angst, weil er in Gestalt der Weiden den Erbkönig fürchtet, sondern er sucht, weil er Angst hat, eine konkrete Bedrohung und (er)findet diese im Erbkönig.

6.

Man möchte also meinen, dass nichts leichter und einfacher ist, als jene und jenes zu identifizieren, die bzw. das man als konkrete Gefahr fürchten, also auch entweder offensiv angehen oder evasiv meiden soll. In der Tat fürchten wir hier und heute vieles: Elektrofelder, Steaks, SARS-Viren, den Verlust des Arbeitsplatzes, ganze Bevölkerungsgruppen wie Muslime, Ausländer, Skins sowie Abstracta wie etwa die Globalisierung. Und dann, wenn wir mal nichts finden, vor dem wir uns fürchten können, erfinden wir etwas: «Aliens». Und nicht nur, dass wir vieles fürchten; auch wechseln die Furchtobjekte nicht selten in schnellem Rhythmus: Was gestern harmlos war, gilt heute als ernste Bedrohung und wird morgen im Zweifel als Gefahr wieder völlig verharmlost, wenn nicht gar völlig vergessen sein.

Gerade letzteres nun ist ein Phänomen, das der obigen Feststellung, es sei schwierig, geeignete Furchtobjekte zu (er)finden, paradoxerweise ein hohes Mass an Plausibilität verleiht. Dass die Furchtobjekte zum Teil schneller wechseln als die Mode, mag verschiedene Gründe haben. Einer dürfte darin bestehen, dass wir auch dann, wenn wir dies oder jenes fürchten, immer noch Angst haben. Nichts von dem, wovor wir uns fürchten, erweist sich als so bedrohlich, als dass seine Bekämpfung bzw. seine Vermeidung unsere Angst völlig besänftigen könnte. Man kann mit einiger Plausibilität sagen, dass wir – angstbesessen – gierig nach Furchterregendem suchen und in dieser Suche immer wieder wenigstens zum Teil enttäuscht werden. *Unsere Angstbesessenheit leben wir als Sucht nach Furchtobjekten aus.* Und weil diese Objekte, wenn wir sie denn er- oder gefunden haben, sich gemeinhin nicht als so gefährlich erweisen, dass sie unserer Angst entsprechen, suchen wir hastig und verzweifelt nach immer Neuem, das wir fürchten können. Auch entstehen laufend neue

Gefährdungen, die das Gefühl der Angst immer von neuem solange schüren, bis wir sie als *konkrete* Bedrohungen identifiziert haben.

Dass die Befriedigung unserer Sucht nach Furcht wenigstens auf die Dauer nie dem Ausmass und der Intensität unserer Angst entspricht, ist dann nicht überraschend, wenn man sich in Erinnerung ruft, was eingangs über das – trotz einer Überfülle von Informationen – Fehlen eines konsistenten und sinnhaften Wissens über die für den Einzelnen relevante Lebenswelt und über den für viele vollzogenen Verlust jedweder Transzendenz gesagt worden ist. In der Tat: Weil und in dem Masse, wie die für das Leben, Wohlleben und Überleben des Einzelnen relevante Welt undurchschaubar ist, kann in ihr im Prinzip alles bedrohlich sein, doch ist in praxi vergleichsweise wenig als konkrete Gefahr identifizierbar. Weil aber der Mensch darnach strebt, seine Angst in Furcht zu transformieren, ent- und besteht so eine im Letzten nicht vollends und endgültig zu befriedigende Nachfrage nach immer neuen, wenigstens vorübergehend überzeugenden Furchtobjekten.

7.

Ist aber erst einmal die Rede von einer *Nachfrage* nach Furchtobjekten, so drängt es sich geradezu auf, nach einem entsprechenden *Angebot* Ausschau zu halten. Um ein solches Angebot zu finden, braucht man nicht lange zu suchen. Es lassen sich nämlich leicht – *erstens* – eine Vielzahl und eine Vielfalt von Akteuren auf dem Marktplatz und auf dem Forum der Politik ausmachen, die den Erfolg dadurch suchen und finden, dass sie auf konkrete Bedrohungen hinweisen, also *dartun, vor was man sich fürchten muss*. Ein Wissenschaftler, der zeigt, dass BSE mit einiger Sicherheit auf den Menschen übertragbar ist, bietet Kalbshirn als Furchtobjekt an; ein Politiker, der glaubwürdig dartun kann, dass Al Kaida eine echte Gefahr ist, vermittelt, dass Muslime zum Fürchten sind; ein Unternehmer, dem es gelingt, die Botschaft an den Mann zu bringen, dass die «kleinen Fältchen» das Wohlleben ernsthaft beeinträchtigen, übermittelt die Botschaft: Zu fürchten sind die Runzeln des Älterwerdens.

Entscheidend ist nun, was die hier exempli causa genannten Beispiele trotz aller Unterschiedlichkeit gemeinsam haben: Diese Angebote an Furchtobjekten werden gemacht, weil auf diese Weise deren Anbieter ihre eigene Wohlfahrt – sei es durch wissenschaftliches Prestige, Wählergunst bzw. unternehmerischen Gewinn – zu erhöhen hoffen; was nichts

anderes bedeutet, als dass Einzelne auf vielfältige Weise dadurch ihr Glück machen wollen, dass sie bei anderen Angst in Furcht transformieren.

Doch nicht genug damit; neben jenen, die Furchtobjekte ausmachen und anbieten, gibt es – *zweitens* – jene, deren Geschäft darin besteht, etwa als Journalisten, *Furchtobjekte zu verbreiten*: Mit einer glaubwürdigen Story über krebsverdächtige, bei der Baumwollverarbeitung gebräuchliche Chemikalien und die potentielle Gefährlichkeit von T-Shirts lassen sich auflagenfördernde Schlagzeilen machen.

Neben den Anbietern und den Verbreitern von Furchtobjekten gibt es auf dem Markt von Furchtobjekten auch – *drittens* – eine Kategorie von Menschen, deren Angebot darin besteht, Objekte, die anderweitig als furchteinflössend angeboten worden sind, als harmlos auszuweisen.

Allerdings: Viele jener Objekte, die als furchterregend vermittelt worden sind, verlieren nicht deshalb an Aufmerksamkeit, wenn und weil sie als ungefährlich ausgewiesen werden, sondern wenn und weil andere Furchtobjekte sie verdrängen. Dies ist deshalb symptomatisch, weil es die Hypothese nahelegt, dass das Interesse an Furchtobjekten stärker ist als das Interesse, Objekte, die man fürchtet, (wieder) als harmlos erklärt zu wissen. Offensichtlich ist das Bedürfnis der Einzelnen, ihre diffuse Angst in konkretes Fürchten zu transformieren, so gross, dass sie dazu neigen, jene Furchtobjekte, die sie haben, auch dann, wenn diese Objekte nicht gefährlich sind, erst in dem Augenblick loszulassen, wo neue Objekte zum Fürchten an ihre Stelle treten können. Dies belegt die obige Feststellung, dass es für den Einzelnen gemeinhin leichter ist, mit der Furcht als mit der Angst umzugehen.

Eine *vierte* Art von Akteuren tritt als Anbieter auf dem Markt der Furcht auf; hierbei handelt es sich um jene, die Mittel und Wege, Techniken und Strategien, Instrumente und Rezepte anbieten, um jenen konkreten Bedrohungen, die gerade als furchterregend gelten, zu begegnen: BSE – eine furchterregende Gefahr; Gegenmassnahme – Kalbshirn meiden. Al Kaida – eine furchterregende Gefahr; Gegenmassnahme – Verstärkung von Sicherheitsvorkehrungen und «preemptive strikes». «Kleine Altersfältchen» – furchterregende Gefahr; Gegenmassnahme – regelmässiges Auflagen von Feuchtigkeitserème.

Diese vier Typen von Akteuren – (Er)finder von Furchtobjekten, Verbreiter von Furchtobjekten, Verharmloser von Furchtobjekten, Anbieter von Techniken und Mitteln der Gefahrenabwehr – auf dem Markt für

Furchtobjekte sind hier *analytisch* auseinander gehalten. Dies bedeutet nicht, dass zwei oder gar mehr Akteurstypen in *einem* Anbieter vereint sein mögen. Dazu zwei Beispiele: Ein Politiker sucht etwa den Erfolg bei den Wählern, indem er deren diffuse Ängste in die konkrete Furcht vor einer terroristischen Bedrohung umsetzt. Gleichzeitig bietet er jene Mittel an, die geeignet sind (oder doch sein sollen), mit dieser Bedrohung fertigzuwerden. Es wäre nun gewiss ungerechtfertigt zu unterstellen, dass die Furchtobjekte durchwegs in Tat und Wirklichkeit nicht zum Fürchten sind, sondern von dem besagten Politiker um des eigenen Erfolges willen als Bedrohung weniger gefunden als erfunden werden. Allerdings auszuschliessen ist es nicht; genau so wenig wie übersehen werden kann, dass Politiker durchaus einiges an Geschick darin haben, bestimmte Vorkommnisse zu nutzen, um bestimmte Furchtobjekte mit Erfolg zu vermarkten. Man kann wenigstens darüber spekulieren, ob ohne den 11. September der Präsident der Vereinigten Staaten die Möglichkeit gehabt hätte, Saddam Hussein als furchterregende Gefahr konkret werden zu lassen und die schon lange vorher entwickelte Strategie zur Positionierung der USA in der Welt wenigstens im Inland als Strategie zur Bekämpfung dieser Gefahr zu vermitteln.

Zweites Beispiel: Die Zeit der Pubertät ist für viele insofern eine angstvolle Zeit, als der junge Mensch sich und die Welt nicht (mehr) versteht und dabei spürt, dass er – um einen, um seinen Platz in dieser Welt zu finden und zu behaupten – sich und die Welt begreifen und wenigstens in Teilen in den Griff bekommen muss. Der Jugendliche ahnt, dass hier die Gefahr eines tiefen, aber noch undefinierten Scheiterns (allerdings auch die Chance eines gleichermassen undefinierten Gelingens) besteht. Entsprechend schwankt er zwischen verzagter Ängstlichkeit und freudiger Zuversicht. In dieser Situation mag nun ein Zigarettenfabrikant naheliegenderweise die Angst des jungen Menschen in eine Furcht vor einer defizitären Männlichkeit transformieren. Gleichzeitig mag dann die Werbung nahelegen, dass jener, der Marlboro raucht, nicht nur ein echter Kerl, ein richtiger Mann ist, sondern auch in einer heilen und überschaubaren Welt im Kreis gleichfalls unverdächtiger Männer seinen Platz hat.

Die Liste der Beispiele liesse sich mühelos verlängern. Darauf kann an dieser Stelle verzichtet werden, zeigen doch die beiden genannten Exempel mit hinreichender Deutlichkeit jenen Zusammenhang, um dessen Klärung es hier geht: Ein Anbieter von Furchtobjekten kann *seine* Ziele –

Prestige, Wählerstimmen, Gewinne u.a. – dadurch erreichen, dass er *bei anderen* eine diffuse Angst in ein konkretes Fürchten umsetzt und/oder indem er glaubwürdig Mittel und Wege anbietet, um jenen Gefahren, die als Furchtobjekte konkretisiert worden sind, zu begegnen. Dabei mag es Anbieter geben, die ihren Erfolg eher in der *Identifizierung von Furchtobjekten* suchen, und solche, die sich in der Hauptsache auf die *Mittel zur Bewältigung von konkreten Gefahren* verlegen. In vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen dürften allerdings die Anbieter beides – Furchtobjekte und Techniken der Gefahrenbewältigung – anbieten.

Letzteres anzunehmen drängt sich nicht nur auf der Grundlage eines ersten Eindrucks auf; auch ist es aus folgendem, empirisch abgesichertem Grund plausibel: Man weckt als Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler, Journalist, Geistlicher usw. bei Menschen dann am ehesten *Interesse*, wenn man sie bei ihren *Ängsten* anspricht und ihnen Furchtobjekte anbietet; und: Man *motiviert* diese Menschen um so eher zu *einem bestimmten Verhalten* als Wähler, Käufer, usw., wenn man ihnen *Instrumente aufzeigt, mittels derer die konkrete Bedrohung und Gefahr abgewendet werden kann*. Wenn dem aber so ist, dann liegt es für einen Politiker bzw. für einen Unternehmer nahe, die Wähler bzw. die Kunden *bei ihrer Angst zu packen und sie an der Leine ihrer Furcht zu führen*: «Du hast Angst. In Wirklichkeit fürchtest Du, kein richtiger Mann zu sein. Rauche Marlboro und Du bist ein echter Kerl unter echten Kerlen.» Oder: «Du hast Angst. In Wirklichkeit fürchtest Du Dich vor terroristischen Anschlägen. Unterstütze meine Politik der Terrorismusbekämpfung und Deine Sicherheit vor terroristischen Anschlägen ist gewährleistet.»

8.

Es liegt nahe, die hier angesprochenen Verhaltensmuster sowohl auf Seiten der Anbieter als auch auf Seiten der Nachfrager als bedauerliche und im Letzten pathologische Erscheinungen einer liberalen Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsordnung anzusehen. In der Tat – so mag man argumentieren – ist es einigermaßen misslich, dass die Nachfrager nach Furchtobjekten, getrieben von ihrer Angst vor der Angst, auf der Suche nach immer neuen konkreten Bedrohungen und Gefahren sind, vor denen sie fliehen oder die sie offensiv angehen können. Auch mag man bedauern, dass in einer freiheitlichen Ordnung Unternehmer, Politiker, Journalisten, Wissenschaftler u.a. ihr Aus- und Einkommen finden,

indem sie den Menschen das Fürchten beibringen und ihnen wohl Wege aufzeigen, mit den Risiken und Gefährdungen des Lebens umzugehen, aber diese Wege so wählen, dass sie ihren, d. h. der Anbieter Interessen förderlich sind.

9.

Doch auch dann, wenn diese Kritikpunkte nicht immer ohne jede Berechtigung sind, zeigt ein zweiter Blick, dass es sein Gutes hat, dass eine liberale Ordnung Institutionen vorhält, mittels derer die Angst in Furcht umgewandelt werden kann und mittels welcher Furchtobjekte gefunden, erfunden, angeboten, verbreitet, diskreditiert und durch andere Furchtobjekte abgelöst werden, die dann ihrerseits gefunden bzw. erfunden, angeboten, verbreitet und schliesslich selbst durch neue Furchtobjekte verdrängt werden, die ihrerseits ...

Es ist nämlich für den Einzelnen höchst funktional, dass er nicht mit einer Lebens- und Weltangst konfrontiert bleiben muss, angesichts derer er in seiner Hilflosigkeit nur vor allem fliehen bzw. alles angreifen oder aber in katatonen Leb- und Weltlosigkeit erstarren müsste. Indem seine Angst in Furcht umgesetzt wird, wird wenigstens eine notwendige Bedingung dafür erfüllt, dass der Einzelne gegenüber sich selbst, den Mitmenschen und den Dingen dieser Welt ein zielgerichtetes und wenigstens nicht aggressives bzw. destruktives, sondern gar ein konstruktives Verhalten entwickelt. In etwas anderer Formulierung: *Die Umwandlung von Angst in Furcht erlaubt es dem Menschen, den Preis des Lebens in dieser Welt nicht in den grossen Scheinen der Existenzangst, sondern in der kleinen Münze des Fürchtens zu zahlen.*

Dies ist für den Einzelnen auch deshalb sinnvoll, insofern er in den wenigsten Fällen die Kraft haben dürfte, sich der Existenzangst zu stellen, er aber durchaus in der Lage ist, immer wieder kleinen Bedrohungen und Gefährdungen ins Auge zu sehen und zu begegnen.

Die Umsetzung von Angst in Furcht ist nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für das gesellschaftliche Zusammenleben von Wert: Indem sich auf diese Weise den Gesellschaftsmitgliedern die Möglichkeit eröffnet, nicht umfassend destruktiv miteinander umzugehen, sondern offensiv aufeinander zuzugehen oder sich aus dem Wege zu gehen, sinkt das Aggressionspotential in der Gesellschaft. Wenn es in liberalen Gesellschaften – trotz aller nicht zu leugnenden (Selbst)destruktivität – in überr-

schendem Ausmass friedlich und konstruktiv zugeht, so wohl auch deshalb, weil sich die Menschen der Angst nicht unmittelbar, sondern vermittelt über Furchtobjekte stellen müssen. Es entspricht diesen eher theoretisch-spekulativen Überlegungen, dass – wie empirische Studien belegen – gegenwärtig eine Mehrzahl von Menschen die allgemeine Lage negativ einschätzen, ihre eigene Situation aber eher positiv beurteilen. Eine durchaus plausible Erklärung für diesen doch eher überraschenden Befund dürfte darin bestehen, dass die Frage nach der allgemeinen Lage Ängste wachruft, denen sich der Einzelne ausgeliefert fühlt, die Frage nach der eigenen Situation aber die Furcht vor konkreten Problemen anspricht, und der Befragte sich diesen eher gewachsen scheint.

Im übrigen: Weil in einer liberalen Gesellschaft die Möglichkeit besteht, die Angst wenigstens zum Teil als Furcht bewältigen zu können, ihr also nicht in ihrer im Zweifel überwältigenden Gewalt begegnet werden muss, besteht wenigstens die Möglichkeit ihrer Enttabuisierung. Sie kann ein Thema des gesellschaftlichen Austauschs sein; der Einzelne ist also nicht gezwungen, sich ihr allein zu stellen. *In einer liberalen Gesellschaft hat der Einzelne nicht nur Angst; er darf auch Angst haben.* Es ist geradezu ein Gradmesser für die Liberalität einer Gesellschaft, ob und wieviel Angst man haben darf, ob und wieviel Angst in Furcht transformiert werden kann.

Diese hier der freiheitlichen Ordnung zugeschriebenen Vorzüge werden besonders deutlich, wenn man sie in der Differenz zu den freiheitsfremden Verhältnissen etwa in Diktaturen sieht. So gibt es dort durchaus die Angst, ja Diktatoren tendieren dazu, die Angst zu verstärken. Nur darf über jene Angst, die im Zweifel jeder spürt, nicht geredet werden; ein jeder soll mit seiner Angst allein bleiben und so als Einzelner, als Einzelter, als hilf- und widerstandsloses Menschenmaterial der Diktatur zur Verfügung stehen. Der Einzelne soll aber nicht nur mit seiner Angst allein bleiben, er soll auch mit seiner Angst allein bleiben, sie also nicht in Furcht umsetzen können. Bleibt es nämlich bei der Angst und gelingt es dem Diktator – er steht hier für alle Typen unliberaler Herrschaft – die Aggressivität der Bürger in Schach zu halten und die Flucht zu unterbinden, dann bleibt als Ausweg für den Einzelnen nur das Abdriften in die Katatonie, eine Entwicklung, die dem Diktator durchaus genehm sein mag; dies um so mehr als sich dieses so abgestorbene Menschenmaterial bestens zur Veranstaltung von Massenaufmärschen Fähnchen und Blumen schwenkender Menschen mit glücklich-strahlenden Gesichtern eig-

net. Die Berichte und Filmdokumente von Hitlers Ritualen in Nürnberg, Stalins Feiern auf dem Roten Platz und Kim Song IIs Aufmärsche in Pjongjang illustrieren ad nauseam den hier angesprochenen Zusammenhang.

Nur am Rande erwähnt, aber durchaus symptomatisch, ist in diesem Kontext auch, dass in Diktaturen von Hitler über Stalin zu Mao Tse Tung und Ceaucescu die Angst als menschliches Problem im öffentlichen Diskurs negiert wird. Gleichfalls symptomatisch ist, dass Diktatoren gemeinhin darauf achten, dass über jenes, was konkret zum Fürchten ist – die Gestapo, die Konzentrationslager, der Gulag, die Folterungen – *nicht* geredet wird.

Nicht ohne Übertreibung kann man sagen, dass unliberale, gar diktatorisch-totalitäre Regime dazu tendieren, gegenüber den Beherrschten die Stelle des Schicksals einzunehmen. So wie die Menschen diesem in seiner Undurchschaubarkeit mit Existenzangst begegnen, so sollen sie auch «den Vorsitzenden», «den Führer», «das Politbüro» mit diffuser Angst eher errahnen als begreifen. Sie sollen – wie in Goethes «Iphigenie» das Menschengeschlecht vor den Göttern – zittern, denn «sie halten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen wie's ihnen gefällt».

Es ist demnach festzuhalten: Im Gegensatz zu freiheitsfeindlichen Regimen zeichnet sich eine Ordnung nach Massgabe ihrer Liberalität dadurch aus, dass – *erstens* – der Einzelne im Verkehr mit anderen Menschen seine Angst artikulieren kann, er also Angst haben darf, dass – *zweitens* – niemand dem/den anderen Gesellschaftsmitgliedern im Dienste seiner eigenen Ziele Angst machen kann und – *drittens* – dass es nicht ein Angebotsmonopol von Furchtobjekten gibt, sondern diese im Wettbewerb angeboten werden.

Man kann demnach eine liberale Ordnung als ein institutionelles Arrangement bezeichnen, in welchem der Einzelne Angst, *seine* Angst haben darf und in dem ihm die Möglichkeit geboten wird, diese seine Angst in *seiner* Furcht umzusetzen.

Ein weiterer Punkt kommt hinzu: Indem es in einer liberalen Ordnung einen wettbewerblichen Markt gibt, wo sich das Angebot und die Nachfrage von immer neuen Furchtobjekten treffen, besteht auch ein Ort, wo jene Bedrohungen, die das Leben, das Wohllieben, gar das Überleben der Menschen gefährden mögen, identifiziert, bekanntgemacht werden können. Und weil es – siehe oben – für den Erfolg der Anbieter wichtig ist, dass sie auch Techniken und Instrumente zur Bedrohungsabwehr anbie-

ten, besteht der Antriebe, nach immer neuen Wegen zur Abwehr immer neuer Gefahren zu suchen.

Gewiss, nicht wenige der angebotenen Furchtobjekte sind in Wirklichkeit weniger gefährlich als jene behaupten, die sie «anpreisen». Dem steht allerdings entgegen, dass solche in ihrer Bedrohlichkeit überschätzten Furchtobjekte in einer liberalen Gesellschaft vergleichsweise schnell als mehr oder weniger harmlos entlarvt werden. Aus dieser Perspektive erweist sich demnach der schnelle Wechsel von einem Furchtobjekt zu nächsten, wie er oben mit negativem Vorzeichen angesprochen worden ist, als ein Vorgang, der auch positive Seiten hat. Damit erweisen sich mittelbar die Angst und unmittelbar die Furcht als Gefühle, die als psychische Triebkräfte dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt, dem wirtschaftlichen Wachstum und der gesellschaftlichen Entwicklung förderlich sind. Eine Gesellschaft, in welcher die Menschen *keine* oder *nur* Angst haben, ist zum Untergang verurteilt; eine Gesellschaft, in welcher die Menschen auch Furcht haben, kann prosperieren.

Auch hier zeigt sich die spezifische Eigenart einer freiheitlichen Ordnung in der Differenz zu ihrem unliberalen Pendant. In der Tat: Es ist für Diktaturen eher typisch, dass in ihnen die Beherrschten nichts fürchten sollen; jedenfalls sollen sie nur, nein: müssen sie offen äussern, dass sie jenes fürchten, das ihnen der Diktator zum Fürchten aufgezwungen hat. Ansonsten haben die Beherrschten zu zeigen, dass sie ihr Leben in sorgloser Heiterkeit, ohne Angst und ohne Furcht leben. Aus eigenem Antrieb sollen sie nichts und niemand fürchten; entsprechend sollen sie auch von sich aus weder etwas offensiv angehen, noch sollen sie aus eigener Initiative etwas aus dem Wege gehen. Man kann es auch so sagen: Diktatoren tendieren dazu, ihre Untergebenen über die Angst in katatonen Erstarrung zu halten und sie nur dort über die Furcht zu aggressivem bzw. evasivem Handeln zu verführen, wo dies ihren Zielen entspricht. Es ist also nicht verwunderlich, dass unliberale Ordnungen gemeinhin nur in solchen Bereichen nicht steril (wenn auch nicht unbedingt konstruktiv) sind, die von dem Herrscher / den Herrschenden als jene dargestellt worden sind, in denen vom Diktator vorgegebenen Bedrohungen so oder anders zu begegnen ist.

Eingangs hatten wir die gängige Ansicht erwähnt, dass die Angst und die Furcht wohl in freiheitsfeindlichen Regimen verbreitete Gefühle sind, dass sie aber einer liberalen Ordnung eher fremd, ja dort eher pathologische Erscheinungen sind. Unsere Überlegungen haben gezeigt, dass dem nicht so ist. Richtig ist vielmehr, dass sowohl in liberalen als auch in unliberalen Ordnungen der Mensch mit der Angst vor den Fährnissen des Lebens konfrontiert ist und dass diese Angst umso grösser ist, desto leerer der Himmel über ihm und desto unüberschaubarer die für ihn relevante Welt um ihn ist. Beide – die liberale und die unliberale Ordnung – unterscheiden sich aber darin, dass in dieser die Angst der Menschen durch Menschen im Dienste der Mächtigen instrumentalisiert werden kann. Sie unterscheiden sich auch darin, dass nach dem Grade der Freiheitsfeindlichkeit die Einzelnen nicht nur mit ihrer Angst isoliert bleiben, sondern sie entweder nur Angst und keine Furcht oder aber nur jene Furcht haben dürfen, die ihnen wiederum im Dienste der Herrschenden aufgezwungen worden ist. Hingegen dürfen die Einzelnen in einer liberalen Ordnung jene Angst haben, die *sie* haben, nicht aber jene, die andere ihnen machen; auch ist es ein Zeichen der Liberalität einer Gesellschaft, wenn in ihr die Menschen ihre Angst nicht bloss in Furcht umwandeln können, sondern auch jenes fürchten können, was *sie* als Bedrohung für *sich* ansehen, nicht aber was andere ihnen als Furchtobjekte aufdrängen. Unter dem Aspekt von Furcht und Angst ist jener frei, der sagen kann: Ich stelle mich *meiner* Angst und ich fürchte, was *ich* als Bedrohung ansehe.

Die Angst der Regierenden vor den Regierten und die Angst der Regierten vor den Regierenden

Guglielmo Ferrero

Der folgende Text entstammt der Feder des italienischen Politikwissenschaftlers Guglielmo Ferrero, der – ganz im Gegensatz zu vielen seiner Fachkollegen – den bösen Reizen des Faschismus widerstanden hat. Es ist ein Text, dessen leidenschaftliche Rhetorik auf den ersten Blick darüber hinwegtäuschen mag, dass Ferrero ein gleichzeitig feinfühlig und scharfsinniger Analytiker der jeder Politik inhärenten Machtverhältnisse ist. Auch dann, wenn seine Analyse offenkundig durch die Umstände des Augenblicks ihrer Entstehung angeregt worden ist, so hat doch die Botschaft des Textes auch heute an Aktualität nicht verloren; im Gegenteil: Ferreros These, dass jede Macht – und auch der demokratische Rechtsstaat ist ein Macht- und Zwangsinstrument – der Legitimität bedarf, dass diese Legitimität immer von Erosion bedroht ist und dass dann, wenn diese Legitimität erodiert, die Angst der Regierten vor den Regierenden und die Angst der Regierenden vor den Regierten entstehen und im Zweifel zu tödlichem Schrecken und Grauen für alle wuchern, ist so unaktuell nicht: So mag wohl die nach Ländern verschiedene aber allgemeine Verschärfung der Gesetze zur inneren Sicherheit als Massnahmen der Terrorismusabwehr nicht nur gerechtfertigt werden, sondern über mehr oder weniger weite Strecken auch gerechtfertigt sein; doch verhindert dies nicht, dass diese Massnahmen auch von durchaus harmlos-friedlichen Bürgern einerseits als Ausdruck der misstrauischen Angst der Regierenden vor ihnen, den Regierten, erlebt werden, und dass diese Bürger mit Angst vor den Regierenden reagieren und in dieser ihrer Angst nun tatsächlich zur wenigstens latenten Gefahr für die Regierten werden. Auch heute ist Ferreros Botschaft bedenkenswert: Die Macht des Staates ist ein Kind der Angst; sie ist auch einer ihrer Väter.

The following text has been written by the Italian political scientist Guglielmo Ferrero, who – in contrast to many of his colleagues – has